

auf höfliches Ersuchen hin gerade bei den Kindererexzitien, die ja im eminenten Sinne Jugendpflege bedeuten, sehr entgegenkommend ist, wenigstens das Verlegen oder Ausfallen einiger Schulkunden erzielt, so ist damit schon viel gewonnen. Aus diesem Grunde sollte vorher zwischen Seelsorger und Lehrpersonen eine besondere Konferenz anberaunt werden. Im Elternbeirat und Mütterverein bietet sich dafür die günstigste Gelegenheit.

4. Bewahren wir Priester uns in der Kinderseelsorge einen gefunden Optimismus! Enttäuschungen und Mißerfolge bleiben nicht aus. Aber Mißerfolge dürfen ein Priesterherz nie pessimistisch machen oder gar zur Untätigkeit verleiten. Am wenigsten bei den Seelen, die vielleicht in Bälde schon der Obhut und Wachsamkeit des Priesters mehr oder weniger entrisen werden. Wenn auch einzelne Knaben und Mädchen selbst in den Tagen der heiligen Uebungen nicht den nötigen Ernst bewahren sollten, deshalb dürfen wir die Guten und Eifrigen darunter nicht leiden und büßen lassen. In den meisten Fällen trifft doch zu, was Weihbischof Sträter so aufmunternd schreibt: **„Kindererexzitien, wohl vorbereitet und gut gehalten, sind Taborstunden für Seelsorger und Kinder“** (Vertrams, l. c., 6).

Anmerkungen zur Verwendung der Parabeln des Herrn auf der Kanzel.

Von Univ.-Prof. Urban Holzmeister S. J., Innsbruck.

Die alten Klagen über mangelhaften Besuch der Predigt namentlich in den Städten wollen nicht verstummen; allein seit langem wurde als wirksames Gegenmittel der Rat erteilt, die Predigt in jeder Weise zu vervollkommen. Im folgenden soll in bezug auf jene beträchtliche Anzahl von Sonntagsevangelien eine Reihe von diesbezüglichen Bemerkungen geboten werden, in denen die heilige Kirche die unübertrefflichen Bilderreden des Heilandes dem Volke vorlegt. In ihnen erhalten wir zuerst ein dem natürlichen Leben entnommenes Bild, in dem dann der göttliche Meister eine übersinnliche, meist übernatürliche Lehre veranschaulicht. Demnach unterscheidet man in den Gleichnissen die „Bildhälfte“ von der „Sachhälfte“. Letztere erreicht nur zweimal den Umfang der Bildhälfte (bei den Gleichnissen vom Sämann und vom Unkraut). Sonst ist sie nur ganz kurz; z. B. bei der Parabel vom Samariter besteht sie nur in dem kurzen Satz: „Geh' hin und tue desgleichen“ (Lk 10, 37), beim „Verlorenen Sohne“ und anderswo ist sie überhaupt nicht ins Evangelium aufgenommen worden.

Demnach betreffen die hier gebotenen Bemerkungen zunächst (I.) das vom Herrn verwendete Bild, an zweiter Stelle (II.) die durch

dasſelbe zu erläuternde Lehre. Es ſei betont, daß ein Teil dieſer Anregungen und der Beiſpiele dem bisher vergriffenen Werke von L. Fond, *Die Parabeln des Herrn im Evangelium* (Jnnſbruck 1900, 1909), entnommen iſt, das ſoeben in einem billigen anaſtatiſchen Neudruck in 4. Auflage erſchienen iſt (Jnnſbruck 1927, Rauch, XXXIV u. 927 S. 8°, S 9—, geb. S 12—).

I. Daß dem Leben entnommene Bild.

Der eigenartige Reiz, der in den Gleichniſſen des Heilandes liegt, beſteht darin, daß in dieſer Literaturgattung nichts dem Evangelium Ebenbürtiges vorliegt. Das Alte Teſtament bietet beachtenswerte Anſätze, bei den Apoſteln, namentlich bei Paulus haben wir würdige Erzeugniſſe eines hohen Geiſtes, aber keine der beiden Gruppen reicht im entfernteten heran an die ſchlichten Erzählungen des Meiſters von Nazareth. Was der Talmud und die übrige nachbibliſche Literatur der Juden in dieſem Punkte bietet, iſt faſt durchwegs einfachhin minderwertig. Die Profanſchriftſteller des Oſtens und des Weſtens vom Altertum bis in unſere Tage bieten manche wohlgelungene Fabel und viele treffende Sprüche, ja gelegentlich haben ſie ſich auch an Parabelbichten gewagt; aber wenn man auch alle dieſe Perlen aus der Geſamtliteratur zuſammenreihen wollte, ſo käme das Evangelium nicht im entfernteten in Gefahr, den erſten Literaturpreis in den Bilderreden zu verlieren. Woher dieſer allüberwiegende Primat der doch ſo ſchlichten Reden? Nur der Umſtand kann dieſes erklären, daß hier der Schöpfer der Natur redet, daß jener Geiſt uns belehrt, der einerſeits die Sinnenwelt, den Menſchen mit eingefchloſſen, aufs erſchöpfendſte durchſchaut, anderſeits aber ebenſo vollkommen die Uebereinſtimmung kennt, die er ſelbſt in das Verhältnis zwiſchen Sinnenwelt und Geiſteswelt gelegt hat. Durch dieſe Harmonie wird die ſinnlich wahrnehmbare Schöpfung, von der allein wir eine klare Anſchauung beſitzen, ein Bild des Ueberſinnlichen. — In den Gleichniſſen hat uns nun der Heiland auf ſolche Fälle verwieſen, in denen dieſe Harmonie beſteht. Wer demnach dem göttlichen Lehrmeiſter dieſe Bilderreden in einer Weiſe nacherzählen will, die dem Hörer gefällt und ihn fürs weitere geneigt macht, der muß es auch als Ideal erſtreben, dieſe Bilder mit der gleichen Anſchaulichkeit dem Hörer vorzuzaubern. Er muß ſich alle erdenkliche Mühe geben, daß ſeine Schilderung bei aller Genauigkeit lebendig wird und im Geiſte des Hörers Geſtalt gewinne. Dann ſieht dieſer bereits im irdiſchen Bilde die übernatürliche Lehre durchſchimmern, und zwar iſt ihre Wahrheit einleuchtend und anziehend. Damit iſt der nächſte Zweck der Predigt erreicht: der Hörer iſt für die Lehre gewonnen.

Dieſer einen Forderung, das Bild möglichſt anſchaulich dem Hörer vorzuführen, ſollen die folgenden Winke dienen.

1. Der erste gilt nicht nur für die Gleichnisse, sondern für alle längeren Bibelstellen belehrenden, erzählenden Inhaltes: Es dürfte sich empfehlen, die Gleichnisse nicht immer in der allbekannten Form zu wiederholen, sondern sie werden mehr Interesse finden, wenn sie in neuer, packender Weise erzählt werden.

So wird es einem fleißigen Besucher der Predigten wenig Freude machen, immer wieder hören zu müssen: „Ein Mann hatte zwei Söhne. .“ Er wird gerne darauf verzichten, das Sämannsgleichnis, das er eben wieder aus dem Evangelium vernommen, darnach nochmals, etwa noch in schlechter Uebersetzung, nacherzählt zu bekommen. Man versetze vielmehr die Zuhörer in lebendiger Weise in die Szene, welche das Gleichnis voraussetzt. Man lasse sie z. B. am 21. Sonntag nach Pfingsten persönlich miterleben die aufregenden Vorgänge am Hofe eines morgenländischen Kleinfürsten, der seine Angeestellten zur Rechenenschaft zusammengerufen hat. Man mische sich im Geiste unter die schaulustige Menge, man höre aus dem Volksmunde, was der eine Beamte für eine schlimme Rechenenschaft zu erledigen hat („denkt euch, 10.000 Talente ist er schuldig“); man schaue gespannt auf ihn, wie er plötzlich jubelnd den Palast verläßt, dann aber, während er von seinen Freunden Glückwünsche erhält, in der angegebenen empörenden Weise über einen derselben, also über einen Gleichgestellten, wegen einer Kleinigkeit die Schuldhaft verhängt.

In derartigen Zeichnungen biblischer Bilder ist Kardinal Faulhaber ein unübertroffener Meister. Wer lernen will, das ewig schöne Bibelwort in die Sprache des modernen Menschen zu setzen, der lese z. B. das lehrreiche Buch des Münchener Oberhirten: „Charakterbilder der biblischen Frauenwelt“ (Baderborn 1912, *1926) und sehe, wie mit wenigen Strichen die wesentlichen Züge des Bildes in neuer, durchaus packender Weise hervortreten.

Man wende nicht ein, daß der von Gott selbst gewählte Wortlaut der Bibel bereits die höchste Vollkommenheit dessen darstellt, was geboten werden kann. Man stelle nicht die peinliche Frage, wo sich denn jener Prediger finde, der sich erlauben wollte, Gottes Wort durch seine eigenen Sprachkünste zu überbieten. — Gewiß ist die Weise, in der St. Lukas uns die Beispiel-erzählung vom barmherzigen Samariter überliefert hat, unübertrefflich an Lebendigkeit, Kraft und Einfachheit. Allein viele haben sie fast auswendig in der Erinnerung, ohne in ihren tiefen Inhalt voll und ganz eingeführt worden zu sein. Wird ihnen nun dieser in neuer, origineller Form geboten, so erschließt sich ihnen erstmals das Verständnis, während die monotone Wiederholung des bekannten Textes nur das Gegenteil von der erzielten Erbauung bringt, Langweile und Ueberdruß. — Es handelt sich also keineswegs darum, den heiligen Text durch einen andern, selbst ausgeklügelter und fein zugefeilt zu ersetzen, sondern es soll nur empfohlen werden, neben den vom Heiland und den Evangelisten gewählten Wortlaut einen andern zu setzen, der jenen verdentlichen soll, der den springenden Punkt ins volle Licht setzt, dunkle Einzelheiten aufklärt und so die Anschaulichkeit erhöht.

2. Es muß ausdrücklich auf jene Punkte im Bilde hingewiesen werden, in denen die Lehrerzählung Verhältnisse voraussetzt, die von den unserem Volke bekannten verschieden sind.

Diese Forderung ergibt sich daraus, daß der Heiland seine Bilder eben seiner Umwelt entnommen und zunächst für seine Hörer vorgelegt hat. So konnte es nicht ausbleiben, daß er vielfach die Eigenart des Morgenlandes und des biblischen Altertumes im Auge

hatte und darum oft von Umständen ausgeht, die uns ganz fremd sind. Somit ist es oft eine Vorbedingung zum Verständnis biblischer Bilder, sich und seine Hörer mit diesen uns fremden Zügen genau bekannt zu machen.

a) So ist z. B. der Grundgedanke vom Senfkornvergleichnis uns Mitteleuropäern keineswegs aus eigener Erfahrung bekannt. Wir kennen zwar den weißen und den schwarzen Senf, also jene „Gartenpflanze“, die der Herr uns vorführt. Allein bei uns hat der Senf keineswegs jene zwei Eigenschaften, derentwegen der Heiland von ihm eine Lehre entnimmt. α) Bei uns ist der Senf nicht jene Nutzpflanze, welche den kleinsten Samen besitzt — der dem biblischen Altertum fremde Mohn hat bedeutend kleinere Körner. Darum konnte sich auch bei uns nicht der sprichwörtliche Vergleich bilden: „klein wie ein Senfkorn.“ So ein Ausdruck gehört in die Kulturwelt des Morgenlandes, wo er auch häufig verwendet wurde; man vergleiche das Wort Mt 17, 19; Lk 17, 6 vom Glauben „wie ein Senfkorn“ und die talmudische Maßbestimmung: „ein Blutstropfen so groß wie ein Senfkorn“ (Straß-Billerbeck, Kommentar zum N. T. aus Talmud und Midrasch, I., 669). Noch weniger kennen wir β) die zweite im Bilde verwendete Eigenart dieser Pflanze: in unsern Gärten und Aedern entwickelt sich der Senf keineswegs mit jener Leppigkeit wie im Morgenlande, wo die Senfstauke bisweilen eine Höhe von 3 m erreicht und mit ihrem holzigen Stengel etwas „Baumartiges“ an sich hat. — Wenn nun der Prediger diese doppelte Eigenart des morgenländischen Senfs den gespannt lauschenden Zuhörern vorführt, dann ist es ihm nicht mehr schwer, die vom Heiland bezweckte Lehre ihnen beizubringen und zu zeigen, wie sich das Gottesreich aus kleinen, ganz unscheinbaren Anfängen zur weltumspannenden Kirche entwickelt hat.

b) Im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge stört den Hörer die fast nervös zu nennende Sorge des Hausvaters, der immer wieder nach Arbeitern ausgeht und sogar noch um 5 Uhr abends sich neuen Zuzug besorgt. Jeder Landwirt fragt nach dem Grunde dieser Eile. Man betone mit wenigen Sätzen, wieviel zur Erntezeit im Weinberge selbst in wenigen Wochen an Arbeit zu leisten war. Man hatte die Trauben nicht nur abzuschneiden und zusammenzutragen; auch die Kelter war im Weinberg in den Felsen gehauen. Dort mußten also die Trauben mit den Füßen zertreten werden, von dort mußte der rasch gegorene Most in Schläuchen nach Hause geschafft werden. Wie leicht konnte da namentlich an einem Tage vor dem Sabbat der Fall eintreten, daß ein Stück Arbeit um jeden Preis vor Sonnenuntergang und dem bald darauf eintretenden Dunkel beendet werde!

c) „Die Parabel“ schlechthin, d. h. das Sämannsgleichnis bleibt solange fast unverstänlich, als man sich nicht losmacht von dem uns bekannten Bilde unseres Aekers. Dieser ist eine schöne, regelmäßige Fläche in der Ebene oder an einem Abhang, die aus homogenen, aus gleichartigen Teilen besteht. Der morgenländische Acker hingegen, den das Gleichnis voraussetzt, liegt auf einem Hügel und besteht aus fünf grundverschiedenen Teilen. Der eine — der freilich in der Parabel nicht erwähnt wird — α) ist der nackte Fels, der da und dort zu Tage tritt; daneben aber β) ist der Felsboden nur ganz oberflächlich von einer dünnen Humusschicht bedeckt. Auf diesem „steinigen Grunde“ geht das Samentorn wohl auf, ja es geht an ihm sogar eine beschleunigte Entwicklung vor sich; das Pflänzchen kann ja keine ordentlichen Wurzeln nach unten treiben, es wird somit seine ganze Keimkraft nach oben entfalten. Allein ebenso schnell ist sein junges Leben durch die dörrenden Sonnenstrahlen beendet. γ) Dann durchzieht den Acker ein Weg, auf dem nicht einmal ein erster Anfang von Wachstum möglich ist. δ) Das gute Erdreich, in dem diese Hindernisse nicht vorhanden sind, ist vielfach von Unkrautsamen und -wurzeln besetzt und besitzt selbst ε) eine verschiedene Fruchtbarkeit. — Jetzt ist es freilich leicht, den Zuhörerkreis des Heilandes und

ebensogut den seiner Vertreter bis ins letzte Dorfsirchlein in vier verschiedene Kategorien einzuteilen und alle vor den Hindernissen der Gnade zu warnen, aber auch zur größten Vollkommenheit zu ermahnen, mit der sie der Gnade Gottes Zutritt gewähren sollen.

d) Ein kritischer Kopf könnte vielleicht gegen das Wort des Heilandes: „Niemand kann zwei Herren dienen“ (Mt 6, 24) Widerspruch erheben. Und in der That, es würde nicht schwer fallen, auf Beispiele zu verweisen, wie jemand ganz gut z. B. zugleich Geselle bei einem Meister und Briefträger sein kann, wie man es also ganz gut fertig bringt, zugleich, natürlich zu verschiedenen Stunden, seinem Meister und dem Staate zu dienen. Gar manche Waschfrau könnte sich melden, die an jedem der sechs Wochentage einer anderen Herrin dient. Allein der Heiland hat eben nicht unser Dienstverhältnis im Auge, das durch einen freien Vertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeiter eingegangen wird und eben darum auf eine bestimmte Arbeitszeit beschränkt werden kann. Er setzt natürlich jenes „Dienen“ voraus, welches das Altertum mit seiner fürchterlichen Sklaverei kannte. Damals war der Sklave ein völliges Eigentum seines Herrn, der ein volles Recht auf eine dauernde und völlige und darum ausschließliche Arbeitsleistung des Sklaven besaß. Damals war es demnach freilich unmöglich, zwei Herren zu dienen. — Da war es nun dem Heiland leicht, in der Sachhälfte zwei Dinge auszuführen, die im Evangelium nur kurz angedeutet sind: α) Gott der Herr hat als unser Schöpfer auf jeden von uns und seinen Dienst ein heiliges Recht, das ebenso weit, ja noch weiter geht wie das des Herrn auf den Sklaven. β) Derjenige, der nach Reichtum strebt, kommt in ein wahres Abhängigkeitsverhältnis dieser seiner Leidenschaft und wird ihr Sklave, da er sich ihr völlig ausliefert. — Jetzt ist die Schlußfolgerung klar: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“

e) Ein weiteres Beispiel werden wir sofort im Gleichnis vom „Wegmachen“ kennen lernen.

3. Man löse die Allegorien der Bibel dem Volke stets in Parabeln auf.

Die genannten zwei Redegattungen haben das eine Gemeinsame, daß in ihnen eine übernatürliche Wahrheit durch ein aus dem Leben genommenes Bild veranschaulicht wird. Allein während in der Parabel Bild und Wahrheit nebeneinander und voneinander reinlich geschieden vorgelegt sind, sind sie in der Allegorie ineinander geschoben, sie durchdringen sich in der Weise, daß gleich die Wahrheit durch Ausdrücke, die dem Bilde, also der Sinnenwelt entnommen sind, vorgeführt wird. Wenn der Heiland gegen die Pharisäer das Wort gebraucht: „Eine jede Pflanzung, die mein himmlischer Vater nicht angelegt hat, wird ausgerottet werden“ (Mt 15, 13), so versteht er unter dem Worte „Pflanzung“ nicht Sensstaude oder Zwiebeln oder andere Gartengewächse, sondern ein Lehrsystem, das natürlich nicht mit der Hand aus dem Boden entfernt und so „entwurzelt“ wird, sondern von Gott auf andere Weise vernichtet und aus seinem Garten entfernt wird. Eine Allegorie besteht somit aus einer Reihe von bildlich, „metaphorisch“ gebrauchten Ausdrücken, die demselben Objekt entnommen sind. Würde das vorliegende Beispiel in eine Parabel verwandelt, so hätte es etwa folgenden Wortlaut: „Kein Gärtner, kein Bauer wird es dulden, daß ein Fremder auf seinem Grunde, namentlich wenn er ihn bereits bestellt hat, eigenmächtig Kulturen anlege; sollte aber doch so etwas versucht werden, so würden

derartige Eindringlinge vom Eigentümer unbarmherzig beseitigt werden. Nun bilden die Pharisäer und ihre Lehre im Gottesreiche einen solchen Fremdkörper, der von Gott (früher oder später) entfernt wird.“ — Jetzt sieht jeder ein, wieviel der genannte Vers durch diese Umschreibung an Anschaulichkeit fürs Volk gewonnen hat. Schriftstellerisch freilich gereicht es dem ersten Evangelisten zur Ehre, daß er von der Rede des Heilandes, die natürlich viel ausführlicher gewesen ist und nur im Auszug geboten werden konnte, nur die alles zusammenfassende Allegorie uns überliefert hat. Aber dem Volke gegenüber, das bildliche Ausdrücke nur schwer versteht, ist eine Auflösung vonnöten.

Dies tritt besonders bei zwei liturgischen Perikopen zu Tage. a) Am vierten Adventsonntag erhalten die Gläubigen als Erklärung für die so klare Weihnachtsermahnung „Bereitet dem Herrn den Weg“ einige unverständene Winke von einem „Tale“, das auszufüllen, von „Berg und Hügel“, die abzutragen sind. Niemals ist ihnen der genaue Sinn dieser Worte klar geworden. Man beginne mit dem offenen Geständnis: Um das heutige Evangelium klar zu verstehen, müssen wir uns ins Heilige Land versetzen und den Zustand der öffentlichen Verkehrswege uns näher ansehen. Da denkt für gewöhnlich kein Mensch ans Herrichten der Wege; weder der Staat noch die Gemeinde noch der einzelne Bürger tut etwas, um sie in Ordnung zu halten. Wie es nun da aussehen muß, das könnt ihr euch leicht vorstellen, wenn ihr nach einem heftigen Gewitter einen unserer Bergwege hinanstiegt. Da hat das Regenwetter tiefe Furchen ausgefressen, die den Weg wie kleine Tälerchen durchziehen. Daneben ist der nackte Fels herausgewaschen worden; große Steine stehen wie kleine Berge im Wege und behindern den Fuß des Wanderers. Aber an solchen Schwierigkeiten stößt sich im Morgenlande kein Mensch; munter geht es über Stock und Stein, alles hüpf von einem Stein auf den andern über die Furchen dahin, (wie wir es in der Epistel von Maria Heimsuchung lesen vom geliebten Bräutigam, der daherkommt „hüpfend auf den Bergen und die Hügel überspringt“ Cant 2, 8). Auch die Esel und die Pferde und die Kamele sind daran gewöhnt; es ist eben immer so gewesen. — Aber es kommt doch mitunter eine Zeit, wo man ans Wegemachen denken muß, und das trifft dann und nur dann ein, wenn der König eine entlegene Provinz bereist; der königliche Wagen kann natürlich auf solchen Wegen nicht einherziehen. Glaubt ihr aber, daß der König einen Straßenmeister vorausschickt und gut bezahlte Arbeiter oder daß er etwa durch Soldaten oder Kriegsgefangene oder Sklaven sich eine schöne Kunststraße herstellen läßt? Das alles wäre ihm viel zu teuer. Da gibt es ein viel billigeres Mittel: es werden Fronarbeiten angeordnet, es wird alles Volk gezwungen zum Wegemachen. Da schickt der König einfach einen Boten voraus und der läuft landauf, landab seine Stimme erschallen: „Bereitet dem Herrn den Weg, macht eben seine Pfade.“ Und dieser Herold gibt noch genauere Anweisungen: wo die Regengüsse tiefe Furchen aufgerissen haben, da muß Erde aufgeschüttet werden („jedes Tal muß ausgefüllt werden“). Wo die Steine herausgeschauen, müssen sie verschwinden, indem sie ausgegraben werden oder um sie herum der Boden aufgefüllt wird („jeder Berg und Hügel muß abgetragen werden“). Dann gehen die Wege häufig in krummen Linien um die Grundstücke herum — der Eigentümer verwehrt mit gutem Rechte den Durchgang. Derartige Rücksichten hören aber jetzt auf; schnurgerade muß die „Königsstraße“ durch den besten Ackergrund gezogen werden: „was krumm ist, muß gerade werden.“ Schließlich muß die Straße noch geschottert werden, erst mit Steinen, dann mit Kies und schließlich mit feinem Sand: „was rauh ist, soll ebener Weg werden.“ Mit diesen Anweisungen hat der Königsbote seinen Auftrag erfüllt. Es fällt dem König nicht ein, Werkzeuge zu schicken;

die müssen die Untertanen selbst stellen. Wer kein Eisengerät hat, kann mit einem Holz arbeiten und wer den Schotter nicht anders herbeischaffen kann, muß ihn mit den Kleidern herbeischleppen. Höchstens sendet der König durch den Herold ein paar Peitschen, damit die Säumigen wirksam an ihre Untertanenpflichten erinnert werden.

Nun blickte einst der Prophet Isaias in die glückliche Zeit der Zukunft, in der der König des Himmels selbst in der Menschwerdung die Erde betreten sollte. Aber da muß er sehen, wie es drinnen in den Herzen der Menschen ebenso verwahrlost aussieht wie draußen auf den Verkehrswegen im Lande. Allein er schaute auch, wie Gott da bereits vorgesorgt und einen Wegebereiter in der Person des heiligen Johannes des Täuflers vorausgeschickt hat. So legt nun Isaias dem großen Jordanpropheten die Worte in den Mund, mit denen ein königlicher Herold die Untertanen zum Wegebereiten auffordert. „In der Wüste erkönt eine Stimme: . . .“ — Aber in einem Punkte gilt etwas ganz anderes. Fragen wir uns: was haben denn die armen Untertanen des Morgenlandes nach den schweren Vorbereitungen von so einem Königsbesuch? Herzlich wenig. Der absolute Herrscher, dem am Wohle seines Volkes und besonders so einer entlegenen Provinz wenig liegt, kommt vielleicht nur, um die SteuerSchraube noch kräftiger anzuziehen oder um eine Mobilisierung vorzunehmen. Eines nur haben die Untertanen für die harte Arbeit des Wegemachens: Sie dürfen den König anschauen, wenn er auf seinem Wagen daherkommt, natürlich nur kriechend, nachdem sie sich zuvor auf den Boden vor ihm niedergeworfen haben. — Wie ganz anders beim Gotteskönig! Er, der „nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen“ (Mt 20, 28; Lk 22, 27), will allen das Heil bringen. Und so schließt die Täuferrede mit der freudigen Versicherung: „und alle Menschen werden das Heil Gottes schauen“, d. h. das vom allmächtigen und allgütigen Gott in der Menschwerdung gewirkte Heil. Somit geht die Täuferrede auf die eine Ermahnung hinaus: leistet doch gegenüber dem König der Könige zu eurem wahren und ewigen Heile dasjenige, was ihr dem schlimmsten irdischen Tyrannen ohne Widerrede leisten müßtet!

Da dürfte es nicht schwer sein, das Uebrige in stimmungsvoller Ermahnung für das nahe Weihnachtsfest beizufügen.

b) Die andere, gewöhnlich dem Volke dunkel bleibende Allegorie findet sich am dritten Fastensonntag im dritten der Beelzebubgleichnisse. Das zweite stellt offensichtlich den Teufel unter dem Bilde eines Raubritters dar. „Der Starke, der bewaffnet seinen Hof (seine Burg) bewacht“, bis „ein Stärkerer“, namentlich der rechtliche Landesherr, eingreift, bezeichnet den höllischen Zwingherrn, dessen Unwesen der Heiland ein Ende bereitet hat (vgl. Lk 4, 6; Jo 12, 31). — Um so dunkler aber ist das folgende Bild vom „Unreinen Geist“, (der Ausdruck ist die Uebersetzung des Namens Beelzebub, „Herr des Schmutzes“, den der griechische Text hat). Er soll unruhig Wüsteneien durchstreifen und dann zurückkehren, wenn er sein Haus „freistehend“ (Mt 12, 44), mit Besen gereinigt und geschmückt findet. Hier liegt eine Allegorie vor: Satan wird beschrieben als ein flüchtiger Raubritter, dem es, als seine Burg erobert wurde, gelungen war zu entfliehen (etwa in die Trachonitis — Lk 3, 2 — genannte Landschaft bei Damaskus, die heute „el-ledschah = die Zuflucht“ heißt). Von dort hat er ausgekundschaftet, daß es auf seinem Felsenneß nicht mehr recht kriegsmäßig hergeht, daß die Wachen ihre Pflicht nicht tun, daß frohe Feste in Friedenssicherheit gefeiert werden. Jetzt wirbt er eine Handvoll Spießgesellen an, mit denen er — etwa in einer stürmischen Nacht — auf den ihm wohlbekannten Wegen das Schloß überrumpelt, um dann den Burgvogt und die Umgebung in noch schlimmerer Weise zu bedrücken wie früher. — Wird so eine Parabel gebildet, so ist alles klar, namentlich die Pflicht der Wachsamkeit gegenüber dem mächtigen und schlaunen Fürsten der Finsternis, der uns, nachdem der Heiland die Burg unseres

Herzens für seine milde Herrschaft zurückerobert hat, um jeden Preis wiederum unter seine Schreckensherrschaft bringen will.

Das Umgekehrte scheint von der Verwertung der Gleichnisse in der Betrachtung zu gelten. Hier empfiehlt es sich oft, die Parabel in eine Allegorie zu verwandeln. Man verweilt nicht beim vierfachen Ackerfeld, sondern sieht gleich die vier Menschenklassen vor sich, man schaut gleich im durchsichtigen Bilde des Verlorenen Sohnes sich selbst und sein wohlverdientes, von Gott rückgängig gemachtes Geschick. Ich kenne Mitbrüder, welche bei der Exerzitienparabel vom Reiche Christi das Bild von der Werbung des irdischen Königs nicht näher sich vorführen, sondern gleich im Lichte dieses Bildes den Heiland und sein Manifest betrachten. Der Grund ist klar: wer bereits das Bild gewonnen hat, braucht keine weitere Beleuchtung der Wahrheit.

II. Die Lehre.

Ist auch an der Parabel das Bild das charakteristische Element, so ist doch praktisch die Lehre, die durch sie geboten wird, das Wesentliche; ohne sie wäre die Parabel nur ein leuchtender Knalleffekt ohne Wirkung für das übernatürliche Ziel der Predigt. Somit ist auch in der Predigt die Bildhälfte nur ein Mittel zum Zweck und es würde der Prediger zu „einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle“ (1 Kor 13, 1) werden, wenn er nicht alles auf die leichte und richtige Erfassung der Lehre einstellen wollte.

Hier sei nur ein Punkt der Beachtung der Prediger empfohlen: man hebe klar jene eine übernatürliche Wahrheit hervor, welche durch das Gleichnis an erster Stelle beleuchtet werden soll.

Man findet nicht selten Beispiele, wie gerne der Prediger dem Fehler verfällt, der bei der Homilie naheliegt, einfach ein Element des Bildes oder mehrere herauszugreifen und irgendwie auf die Wahrheit anzuwenden. Man predigt z. B. auf Septuagesimä vom Reide, weil gegen Ende der Erzählung von diesem häßlichen Laster die Rede ist; man verweilt bei der Unkrautparabel bei dem Worte „als die Leute schliefen“ und konstruiert daraus eine dem Bilde völlig fremde Ermahnung zur Wachsamkeit.

Mit Recht betont J. Meyenberg: „Eine sehr fatale Methode ist es aber, sich immer nur mit einem Gelegenheitsgedanken zu begnügen und nie auf den Kern der Parabel einzugehen . . . Wie oft wird (am 8. Sonntag nach Pfingsten) einfachhin über die Ungerechtigkeit gepredigt — und das Tertium comparationis in der Parabel vom ungerechten Verwalter Jahr für Jahr vollständig übersehen!“ (Meyenberg, Homiletische und katechetische Studien, 7. Aufl., S. 685.)

Nun treffen sich hier die Interessen von Exegese und Predigt vollständig. Letztere betont so sehr die Einheitlichkeit der Rede und die Schrifterklärung muß gerade bei der Parabel davon ausgehen, daß die Lehre, die der Heiland bieten wollte, zunächst nur den einen Grundgedanken betrifft, der Bild und Wahrheit gemein ist. Gewiß gibt es Fälle, in denen vom Heiland selbst ein reichhaltiges Bild Zug für Zug auf die Uebernatur angewendet wird — man denke an die Gleichnisse vom Sämann und vom Unkraut. Aber in der Regel wird nur die allgemeine Formel vorausgeschickt: „Das Himmelreich ist gleich . . .“ oder es wird im Schlußwort der eine

Grundgedanke hervorgehoben. Aber auch dort, wo eine Mehrheit von Zügen ihre Gegenzüge in der übernatürlichen Ordnung besitzt, lassen sie sich alle auf einen Grundgedanken zurückführen und so als einheitliches Ziel des Lehrvortrages ins Auge fassen.

Es ist wohl am einfachsten, wenn wir die liturgisch verwerteten Gleichnisse in der Reihenfolge des Kirchenjahres durchgehen, um jeweils den Grundgedanken richtig zu fassen. In manchen dieser Perikopen nimmt allerdings die Parabel nur einen sekundären Platz ein (vgl. den 3. Sonntag nach Ostern und den ersten im Advent).

1. Sonntag im Advent: Aus dem vollen Eintreten aller Vorzeichen des Weltgerichtes kann man seine Nähe mit derselben unfehlbaren Sicherheit erkennen, mit der man aus dem Sprossen des Feigenbaumes unfehlbar auf die Nähe des Sommers schließt. Dies zu betonen ist besonders wichtig gegen die Adventisten und andere Schwärmer, die aus einzelnen Vorzeichen auf die Nähe des Weltendes schließen.

4. Sonntag im Advent: siehe oben S. 72.

5. Sonntag nach Erscheinung: Das Unkraut. Das vom bösen Feinde in die Kirche verpflanzte Böse wird in ihr jetzt geduldet, am Gerichtstage aber dem Feuer übergeben.

6. Sonntag nach Erscheinung: a) Das Senfkorn. Wir finden den merkwürdigen Gegensatz zwischen den kleinen Anfängen und der folgenden mächtigen Entfaltung einerseits beim unscheinbaren Senfkorn, das rasch zu einem baumartigen Strauch heranwächst, andererseits bei der „kleinen Herde“ Christi, die sich in der ihr verliehenen Gotteskraft zur Weltkirche entwickeln soll. — b) Der Sauerteig. Die ganze Menschheit soll durch die Gotteskraft des Himmelreiches innerlich durchdrungen und umgewandelt werden.

Septuagesimä: Der Himmelslohn hängt nicht in erster Linie ab von der menschlichen Arbeit, namentlich von ihrer Dauer und Schwere, sondern er ist ein Geschenk der freien Liebe Gottes.

Sexagesimä: Der Sämann. Das Schicksal der Gnade entspricht dem des Saatfornes; bald wird gar kein Erfolg erreicht, bald nur ein scheinbarer für einen Augenblick, dann ist wieder ein länger dauerndes, aber doch vorzeitig abgebrochenes Ergebnis vorhanden; aber auch die durch ausdauernde Mitarbeit des Menschen erzielte Gnadenwirkung kann wesentliche Unterschiede aufweisen und darum eine hohe Steigerung erfahren.

3. Fastensonntag: a) Das erste Gleichnis hat seine Hauptbedeutung für den Heiland und seine Heilung der Besessenen: diese sind nicht mit Hilfe des Hauptes der bösen Geister erreicht, da sonst der Teufel sich selbst bekriegen würde und somit sein Reich schon längst zerstört hätte. — b) Zu den Raubrittergleichnissen vgl. oben S. 73. Sie zeichnen amentlich, wie der Heiland in der Osterbeicht und -kommunion uns von der Knechtschaft des höllischen Raubritters befreien will, wie wir aber dessen erneuten Angriffen ausgesetzt sind, von denen uns nur eine ständige Wachsamkeit erretten kann.

2. Sonntag nach Ostern: Der gute Hirt. Wie man eine hinopfernde Sorge für die irdische Herde nur beim Eigentümer findet, so erweist sich der Heiland, dem wir alle angehören, gerade durch den Opfertod als unser Herr.

3. Sonntag nach Ostern: Wie das gebärende Weib nur über schwere Leidensstunden zu den beglückenden Mutterfreuden gelangen kann, so ist es auch das unvermeidliche Los der Gläubigen, ihrem Herrn durch Leid zur Himmelsfreude zu folgen.

2. Sonntag nach Pfingsten: Das große Gastmahl wird verschmäht von den Reichen, die an erster Stelle geladen waren; ihre Plätze nehmen die Armen der Stadt und arme Fremde ein. Dem Gottesreiche bleiben die durch ihr Amt zuerst geladenen Großen des Judentums, die Priester und

Schriftgelehrten, fern; dafür kommen aber arme Juden und fremde Heiden heilsgierig herbei und nehmen ihre Stelle ein.

3. Sonntag nach Pfingsten: Verlorener Besiz (Schafe, Geldstücke) wird dem Eigentümer zum Anlaß eines angestrengten Suchens und darauf einer frohen Finderfreude. Dieselbe Sorge wendet der Herr dem für ihn verlorenen Sünder zu, um dann bei seiner reinigen Rückkehr mit den Engeln selbige Freude zu empfinden.

7. Sonntag nach Pfingsten: An den Früchten erkennt man den Baum, da Edelobst nicht auf Unkraut zu finden ist. Aber auch das Gottesreich muß an den Christen die von Gott erwarteten Früchte guter Werke als seine auch von den Menschen erwartete Legitimation bringen.

8. Sonntag nach Pfingsten: Selbst der vom ungerechten Verwalter betrogene Herr kann nicht umhin, dessen Schurkenflucht anzuerkennen. Ebenso will der Heiland, daß wir uns in der Klugheit besonders auszeichnen, d. h. wir sollen das uns drohende ewige Verderben von uns dadurch abwenden, daß wir durch den rechten Gebrauch des hinfälligen Erdengutes uns Freunde machen, namentlich Gott selbst, der uns dann in den Himmel aufnimmt.

Es folgen zwei Beispielserzählungen, in denen das Bild nicht wie sonst von der Wahrheit verschieden ist, sondern nur in einem lebendig ausgemalten Einzelfall jener allgemeinen Wahrheit besteht, die in den verschiedensten Formen sich vorfindet.

10. Sonntag nach Pfingsten: Der Pharisäer und der Zöllner. Der sich selbst überhebende Stolz wird auch bei sonst gutem Verhalten zurückgewiesen, die demüthige Selbstanklage findet Gnade bei Gott.

12. Sonntag nach Pfingsten: Der Samariter. Jedermann, auch der Fremde, hat, sofern er in Not ist, Anspruch auf unser mitleidiges, in opferwilliger Hilfe ihm erwiesenes Erbarmen.

14. Sonntag nach Pfingsten: Zwei Herren dienen, siehe S. 71.

19. Sonntag nach Pfingsten: Das königliche Gastmahl. Die Großen des Reiches wollen sich nicht dem Königssohne anlässlich seiner Vermählung huldigend nahen; darum nehmen auch ihre Ehrenplätze die Armen ein. Dasselbe wiederholt sich im Gottesreiche. Doch genügt auch in ihm keineswegs eine rein äußere Theilnahme ohne die geziemende Ausstattung eines hochzeitlichen Kleides wie bei jenem einen Gast, der ein solches zurückgewiesen zu haben scheint. Somit werden zur Theilnahme an den Himmelsfreuden zwei Dinge erfordert: ein gläubiger Anschluß an den Heiland und die Bier der heiligmachenden Gnade.

21. Sonntag nach Pfingsten: Der hartherzige Knecht. Wer dem Nächsten nicht die kleine Schuld großmüthig verzeiht, wird nicht die von Gott hochherzig ihm angebotene Vergnadigung der unvergleichlich höheren Sündenschuld erhalten.

24. Sonntag nach Pfingsten = 1. Adventsonntag.

Man vergleiche dazu die Parabeln in den Festoffizien:

„Confessor Pontifex“: Die fünf Talente. Benützung der von Gott uns überreich angebotenen Gnaden.

Kirchenlehrer: a) Das Salz. Wie das verdorbene Salz keiner Erneuerung mehr fähig ist, so ergeht es auch jenem, der im Vollbesitze der übernatürlichen Kräfte seelisch verdirbt. — b) Die Vergstadt, das Licht auf dem Leuchter: Pflicht zur sittlichen Erbauung des Nächsten schon durch das Beispiel.

Die Offizien der Jungfrauen: Die Brautjungfrauen sind dazu für den Hochzeitzug gedingt, daß sie zu der zu nächstlicher Stunde erfolgenden Feier, deren genauer Zeitpunkt sich im voraus nicht bestimmen läßt, sich rechtzeitig einfinden mit ihren brennenden Lampen; darum haben sie in dieser Nacht jederzeit bereit zu sein. Ebenso obliegt den Christen die Pflicht,

dem wiederkehrenden Heiland jederzeit in der Uebung guter Werke wachsam entgegenzuharren.

Die Offizien der Witwen: Der Schatz und die Perle. Der zufällig gefundene Schatz und das vom Perlenhändler entdeckte kostbare Stück rechtfertigen ob ihres Wertes den Aufwand des ganzen Besizes. Aehnliche Opfer sind für das ungleich wertvollere Gottesreich zu bringen.

Es soll nun keineswegs empfohlen werden, in der Parabelpredigt jedesmal bei diesem Grundgedanken stehen zu bleiben. Vielmehr wird der Prediger, nachdem er einmal die Grundidee gut erklärt und den Gläubigen beigebracht hat, von dieser ausgehend einen der vielen daran anschließenden Gedanken mit Nutzen verwerten. Das Werk von L. Föndt bietet namentlich in der letzten Auflage auch dafür eine Fülle von wertvollen Anregungen und gelungenen Beispielen, wie dies in anmutigem Wechsel und auf fruchtbare Weise geschehen kann.

Eine neue Methode alttestamentlicher Textkritik, erprobt an den Psalmen.¹⁾

Von Pfarrer Franz Murauer, Rainbach b. Schärding.

Schon oft hat scheinbar wenig Erfolg verheißende Klein- und Detailarbeit zu den bedeutendsten wissenschaftlichen Ergebnissen geführt und den Schlüssel zur Lösung wichtiger Probleme geboten, denen spekulativ nicht beizukommen war. Daß nun auch auf dem Gebiete der alttestamentlichen Textkritik, auf die seit Jahren so viel Mühe und Fleiß verwendet war, auf diese Weise eine unerwartete Entdeckung von anscheinend großer Tragweite geglückt ist, hatte doch allgemein überrascht. Auf dem Orientalistenkongreß in Berlin im April 1923 machte nämlich Professor Wug die Eröffnung, das Studium der alttestamentlichen Transkriptionen habe ihn auf einen Weg zur Erschließung des Urtextes des Alten Testaments geführt.

Wug geht aus von der Septuaginta, mit deren Textgeschichte er sich bei dem, wie er selbst sagt, mühevollen und äußerst zeitraubenden Studium der Transkriptionen sehr eingehend befassen mußte. Mitten eingestreut in den Text der alten Bibelübersetzungen, speziell in den griechischen Text mancher Bücher der Septuaginta, finden sich hebräische Worte in griechischer Schrift. Es sind das solche Stellen, die die Abschreiber nicht mehr verstanden, welche sie aber in ihrer peinlichen Gewissenhaftigkeit unübersetzt in griechischer Umschrift, daher der Name Transkriptionen, in den Text aufnahmen. Diese Transkriptionen geben aber häufig ein ungenaues Bild des Urwortes. Es ist ja leicht begreiflich, daß die griechischen Schriftzeichen kein in allem geeignetes und hinreichendes Mittel bilden, um hebräische Laute auszudrücken. Es kommen häufig Verwechse-

¹⁾ Wug, Die Psalmen. Kösel-Pustet.